

Chleb war das Wort für Brot

Das Mädchen, mit dem ich abends ausging, hieß Anny Morgan, Anny mit Ypsilon. Anny war nicht die Tochter des amerikanischen Milliardärs, den sie überhaupt nicht kannte. Es war Krieg, 1939/40, aber es war noch nicht richtig Krieg, nur Krieg mit Exerzieren, Wachschieben, Waffenreinigen, Appell in Kragenbinden, Unterrichts über Verhalten bei Bauchschuß, Belehrung über Armeebefehle und so weiter.

Nach Dienstschiuß besuchten wir mit den Mädchen ein Tanzlokal, in dem es kein richtiges Bier und keine richtige Limonade mehr gab. Manchmal weigerten sich die Mädchen mitzugehen, weil sie nichts zum Anziehen besaßen.

Anny habe ich nie anders als in einem schwarzen Kleidchen gesehen, das am Hals mit einem Kragen aus weißer Spitze abschloß. Immer hatte sie dieses Kleidchen an, das sie älter machte, als sie in Wirklichkeit war. Was sie achtzehn oder vielleicht schon zwanzig? Jedenfalls sah sie immer gediegen aus, so wie jemand gediegen aussieht, der klüger ist als andere.

Wir hatten Urlaub bis zwölf Uhr, und gegen elf verließen wir das Lokal, um die Mädchen nach Hause zu bringen und rechtzeitig im Quartier zu sein. Wir hatten getanzt und Dünnebier getrunken und uns über Vorgesetzte unterhalten. Wir

wußten nichts Lustiges, uns fiel nicht einmal ein Witz ein. Jeder Abend, jeder Walzer, jeder Kuß konnte der letzte sein in unserem Leben.

Einmal sagte Anny, und sie sagte es ohne Bezug auf das, was gesprochen wurde: „Woina heißt Krieg. Woillt ihr wissen, was Brot heißt und Milch und Kartoffel?“

„Wieso“, fragte ich, „was ist das für eine Sprache?“

„Es ist Russisch“, erwiderte Anny, „ich lerne Russisch. Vielleicht werde ich Dolmetscherin.“

„Aber du bist doch Verkäuferin in einem Textilgeschäft“, wandte ich ein, „wozu brauchst man da Russisch?“

„Ich weiß warum“, antwortete sie.

Niemand an unserem Tisch lachte, aber es lief uns eiskalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß es Krieg mit Rußland geben würde. Dieses Mädchen lernt also Russisch, diese Anny mit Ypsilon, diese Verkäuferin in einem Textiladen. Während wir Soldaten unsere Marschstiefel wienerten und die Gewehrkolben mit Firnis polierten und nachts die Feldküche bewachten, lernte Anny russische Vokabeln.

Woina, der Krieg.

Sie ging zweimal in der Woche zum Unterricht, nach Geschäftschiuß, nach dem Handel mit Textilien, und sie erfuhr, was auf russisch: Ei und Brot und Haus und Mann und Frau und Gutenacht heißt. Sie

legte das Vokabelheft auf den Tisch, das Heft mit den kyrillischen Buchstaben und dem Satz: Die Russen sind unsere Freunde.

Als der Tag näher rückte, an dem wir den Marschbefehl erwarteten, sagte Anny: „Hast du dir ein paar Worte eingeprägt? Weißt du, was Brot heißt?“

„Es geht nicht nach Rußland“, sagte ich, „es geht nach Frankreich.“

Anny schüttelte den Kopf: „Ich habe dir gesagt, wo es hingeht. Dort sagen sie Chleb. Es heißt Brot. Vergiß es nicht.“

Ich habe Anny nicht wiedergesehen, und ich habe auch niemals einen Feldpostbrief bekommen. Aber in Wokuta, das liegt in Sibirien, habe ich oft an sie gedacht, und ich habe kein Wort so oft gehört wie dieses: Chleb.

Es war das Wort für Brot.

Bernhard Schulz